

Der Abschied [Schluss]

Autor(en): **Burg, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 26

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641498>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bleibsel von unseres Herrn Grab, einen Stein, womit Stephanus gesteinigt worden war, 3 Windeln, in die Maria Jesum Christum auf der Flucht nach Aegypten gewickelt, usw. Am 28. Dezember 1479 wurden alle vorhandenen Reliquien in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen. 1512 vollendete Heinrich Kummli von Burgdorf laut Stadtbuch den steinernen, mit künstlich durchbrochenem, durchsichtigen Geländer versehenen Lettner, ein Meisterwerk aus der Zeit der Spätgotik. Früher bildete dieser Lettner den Abschluß von Chor und Schiff, stand also an einem andern Ort als jetzt und soll dort besser zur Geltung gekommen sein.

Im Januar 1528 wurde in Burgdorf die Reformation eingeführt und durch blinde Zerstörungswut leider gar manches in der Kirche vernichtet. 1565 installierte Uhrmacher Marti aus Bern auf dem Kirchturm eine Kirchenuhr. 1601 mußte erstmals eine größere Reparatur ausgeführt werden und zwar durch Jakob von Aergau. 1613 wurde das Chor inwendig erneuert und durch Hilarius Dür, Flachmaler von Narau, frisch angestrichen. 1644 fertigte Bürgermeister Fankhauser die Entwürfe zu den hübschen, geschnitten Kirchenstühlen an. Die Arbeit wurde durch die Burgdorfer Schreinermeister Hans Dübel und Hans Wetter in den Jahren 1645 und 1647 ausgeführt. 1668 wurden die Mannstühle neu gemacht, 1699 die Weiberstühle. 1708 wurden bei einem Gewitter die kunstvollen, gemalten Scheiben leider vom Hagel zum großen Teil zertrümmert. 1742 ward eine zweite Renovation nötig, besonders der Strebepfeiler und des Dachstuhl.

In der alten Kirche waren mehrere Grabdenkmäler, so des Schultheißen Wurstemberger, des Defan Gruner usw. Beim großen Stadtbrand von 1865 wurde leider auch die Kirche in Mitleidenchaft gezogen. Der Turm brannte zum Teil nieder, die Glocken fielen in die Tiefe und zerschellten. Die Renovation war aber im ganzen eine glückliche.

Ein Besuch der Kirche ist sehr zu empfehlen. Sehr hübsch und beachtenswert sind die gemalten Chorfenster in der Mitte, die Himmelfahrt Christi darstellend. Auf der Seite sind Fenster mit Apostelbildern, in einem Nordfenster eine Kabinettstube mit dem Manuelpappen. Die schöne Orgel soll in diesem Jahre noch erweitert und erneuert werden. Die prachtvollen Kirchensitze, die wir oben erwähnt haben, werden von Kunstfernern viel bewundert.

Neben der Kirche steht das Pfarrhaus, in welchem der Volksdichter G. J. Ruhn wohnte. Hier finden sich auch noch kleine Reste der ehemaligen Stadtmauern. V.

Der Abschied.

Skizze von Anna Burg.

(Schluß.)

Nun erst bemerkte er, daß sie immer noch in Mantel und Mütze dasaß. Da nahm er ihr die warme Umhüllung ab, löste den Schleier, zog die Nadel aus dem Mützchen und legte die Kleidungsstücke weg. Sie ließ sich alles schweigend gefallen. Es tat so wohl, sich von ihm betreuen zu lassen.

Nach diskretem Anklopfen trat der Arzt wieder ein. „Es tut mir unendlich leid, — Herr Lichtenberg, — Sie fortzuschicken zu müssen. Es ist für unsere Patientin besser, wenn sie sich bald zur Ruhe legt und zu schlafen versucht.“

Max erhob sich und richtete sich straff auf.

„Ich bin froh,“ fuhr der Arzt fort, „daß Sie mir Ihre liebe Frau heute abend gebracht haben. Es ist so viel besser. Die Sache kann dann morgen zeitig vorgenommen werden. Ich werde ihr noch etwas Morphium geben, damit sie sicher schlafen kann.“

Er ging wieder hinaus, um den Abschied der beiden nicht zu hören.

Max umarmte sein Weib lange und wortlos.

„Also morgen besuche ich dich,“ sagte er dann, „wenn wir uns wiedersehen, ist alles vorbei — morgen. Sei tapfer, mein Herz, — ich denke an dich ununterbrochen, — sei tapfer!“

„Mir ist gar nicht bang, gewiß nicht. Sorge dich nicht, Liebster. Der Arzt ist so nett — und die Pflegerin.“

Sie barg den Kopf an seiner Schulter. Es war ihm als gehe ein Schluchzen durch ihre Brust. Doch als sie das Antlitz zu ihm erhob, war es ruhig und freundlich. — Es wird mir ganz gut gehen. Adieu, Liebster. Auf morgen!“

Noch ein langer Kuß.

Er nahm seinen Hut und ging.

An der Tür wandte er sich um.

Da sah er sie in dem öden Zimmer stehn, neben der fahlen Bettstelle, die Hände ineinandergeschlungen, ihm zuwinkend mit schmerzhaft erzwungenem Lächeln.

Ihm war, als müsse er auf sie zustürzen, sie umfassen — sie mit forttragen.

Aber er beherrschte sich. Warum sie weich machen? Ihr die Sache erschweren? Es mußte ja sein.

Und er winkte ihr noch einmal mit der Hand und zog die Tür hinter sich zu.

Im Korridor erwartete ihn der Doktor, um ihn bis zur Entree zu begleiten. Er sprach Max noch einmal ermunternd zu.

„Ich hoffe, daß Sie keinerlei Unruhe empfinden, Herr Lichtenberg? Sie wissen ja — eine ganz gefahrlose kleine Operation, die nun einmal nötig ist, wenn Ihre Frau gesund bleiben soll. Eine Affäre von einer Stunde höchstens. Zwei Kollegen — Kapazitäten — werden mir assistieren. Also bitte — keine Sorge! Morgen im Laufe des Vormittags werde ich Ihnen nach Ihrem Bureau telephonisch Bericht erstatten. Sie kommen dann wohl am Nachmittag? Ja? Es ist besser, erst am Nachmittag, die Narose greift immer etwas an.“

Die Worte brausten an Max vorbei, ohne daß er sie deutlich verstand. Das Gefühl namenlosen Mitleids, das ihn ergriffen, als er sein Weib allein in dem trübseligen Krankenzimmer zurücklassen mußte, hielt wie mit eisernen Krallen sein Herz umschlossen und ließ ihn kaum atmen. Nur mit Mühe fand er einige höfliche Phrasen, um sich von dem Arzt zu verabschieden.

Und auf Antonie senkte sich eine lange, bange Nacht.

Die freundliche Pflegerin war ihr beim Auskleiden behilflich gewesen. Dann war der Doktor nochmals gekommen, hatte ihr scherzend Mut zugesprochen und ihr eine Morphiumeinspritzung gemacht. Dann war es still und dunkel um sie geworden.

Das Morphium tat zwar seine Wirkung. Sie schlief ein. Aber ihr Schlummer war nur eine Reihe beklemmender Traumbilder, aus denen sie hie und da erwachte, um sich verstört in dem fremden Raum, den ein Nachtlicht schwach erhellte, umzusehen, und sofort wieder zurückzusinken in bleierne Traumwirren.

Sie hatte ein dumpfes Angstgefühl in sich, das ihr diese Nacht als Ewigkeit erscheinen ließ, und als endlich ein grauer Tagesstrahl sie zum Bewußtsein weckte, atmete sie tief auf.

Heute — heute endlich würde es geschehen. Wenn das erst vorbei war, dies seit vierzehn Tagen Erwartete und heimlich Gefürchtete, dann war ja alles gut, — dann konnte sie wieder froh und heiter sein. Wenn es nur erst vorbei war.

Um acht Uhr kam die Pflegerin. — Freundlich neigte sie sich über das Bett.

„Schon wach, Frau Lichtenberg? Haben Sie überhaupt geschlafen? Das freut mich. Leider kann ich Ihnen kein Frühstück bringen. Essen dürfen Sie erst nachher wieder. Wollen Sie sich bereit machen?“

„Schon?“ fragte Antonie, unwillkürlich erblickend.

„Gewiß, was vorüber ist, ist vorüber. Die Herren Ärzte erwarten Sie.“

Mechanisch schlug die junge Frau die Decke zurück und ließ sich willenlos von der Pflegerin die Strümpfe überziehen.

Im Nachtgewand trat sie dann an den Waschtisch und wusch sich Gesicht und Hände. Dabei sah sie ihr totblaßes Antlitz im Spiegel und versuchte, sich ermutigend zuzunicken. Es gelang nicht. Sie blickte sich nur starr in die eigenen großen Augen.

„Haben Sie Angst?“ fragte die Pflegerin, „da ist doch gar kein Grund dazu.“

Antonie verneinte leise und ließ sich das faltige Hausgewand über das Nachtgewand anziehen. Als sie dabei zuerst etwas zögerte, meinte die Schwester lächelnd:

„Viel Kleider können wir nicht brauchen, das ist gerade gut so.“

Dann zog sie fest den Arm Antoniens in den ihren und führte sie durch den Korridor nach dem entfernt liegenden Operationsaal.

Doktor Werner kam ihnen mit einem Scherzwort entgegen.

Wie durch einen Nebel sah Antonie noch zwei andere Herren, deren Namen ihr genannt wurden und die sich vor ihr vorbeugten.

Nun stand sie vor dem hohen, langen, gepolsterten Tisch. Zwei Stufen führten dazu empor. Sie erklimmte sie gehorsam auf den Wink Werner's und legte sich lang hin.

In demselben Augenblick wurde ihr auch schon die Chloroform-Maske vor das Gesicht gehalten. Bekommen richtete sie sich wieder auf und rief ängstlich:

„Mein Herz — — —“

Aber der assistierende Arzt drückte sie sanft zurück und sagte beschwichtigend:

„Seien Sie nur ganz ruhig — atmen Sie tief — zählen Sie!“

Sie atmete tief und zählte.

Ein Gefühl der Erstickung beklemmte sie. Dann als sie — „20“ — „21“ — zählte, wurde ihr wohl und leicht. Ein süßes Empfinden umschmeichelte sie, nahm sie auf — das Entschwinden der Sinne — das Vergehen!

Zwei Stunden später telefonierte Doktor Werner an Max.

„Die Operation ist sehr gut verlaufen. Unsere Patientin liegt noch in der Narke. Kommen Sie am Nachmittag. Ja? Gut!“

Dann ging er zurück in das Krankenzimmer, wo Antonie, weiß wie der Tod, auf dem Bette lag.

Die Pflegerin stand dabei.

„Noch nicht aufgewacht?“ fragte Werner in rauhem Ton.

„Nein!“

Er trat an das Bett, faßte die Kranke bei beiden Händen.

„Frau Lichtenberg! — Frau Lichtenberg!“

Erst rief er es leise, sanft, dann lauter, überlaut, fast grob. Sie rührte sich nicht. Er rief wieder und wieder. Sie rührte sich nicht. Fest lagen die breiten Lider mit den dunklen Wimpern auf den zarten Wangenansatz.

Da tauschte der Arzt einen langen düsteren Blick mit der Pflegerin und murmelte etwas Unverständliches.

Aber seine Tatkraft erwachte gleich wieder. Auf seinen Befehl eilte die Pflegerin nach dem Sprechzimmer und kehrte mit Flaschen und Instrumenten zurück.

Scheinbar ruhig machte sich der Chirurg an das Werk der Wiederbelebung. Aber die Pflegerin sah, daß seine sonst so sichere Hand zitterte. Sie und da sprach er vor sich hin:

„Das ist ja nicht möglich, — das kann ja nicht sein.“

Während er mit stark riechenden Essenzen Antoniens

Schlafen und Herzgegend rieb, perlte ihm der Schweiß auf der Stirn. Seine Gesichtsfarbe wurde nach und nach gelb. Endlich gab er seine Versuche auf, sank in einen Stuhl und sagte mit gläserner Stimme:

„Sie ist tot!“

Wenns donneret.

Es ist so dünnstig dünn und düß,
Mi gspürt es Gwicht wie Blei,
Und d' Müedi schlycht de Fuhre no,
Blybt bal bi däm, bi diefem stoß,
Sänkt allne der Berleider a
Und drückt ufs Gmüet, so viel sie cha,
Daß jede gspürt, es ist nid ghür,
Es brüetet es uheimligs Für,
S' wot donnere und blyße.

Es stode wyßi Wüchli uf
Und schwarzi näbedra.
Lue d' Sunne het si scho verstedt,
Mit graue Fäße s' Gsicht verdeckt.
Es würblet Ghüder uf und Laub,
Es dönnere so churz und taub,
Und au der Stölzist züpft si chly,
Es chönnt für ihn es Unglück sy
Im Donnere und Blyße.

Es doßet dör e Buechewald,
Und plöcklig isch es do.
Die Blyße fahre hin und här,
Der Donner chrachet lang und schwär,
Der Räge schiekt, vom Luft expäntsch,
A d' Pfäisterchybe; s' Dachstrauß gäntsch.
Verschon is Gott vor Füllr und Stei
Und bhüet is üfers liebe Hei
Im Donnere und Blyße.

Und ist das Wätter de verby,
Sets gnueferet und gfrüschet.
Gheht, s' Gresli lüpft sy nahe Chopf,
Es schüttlet abem Blatt e Tropf.
Au d' Mönische tüe e teuffe Schnuf,
Wil Freud und Hoffnig wache-n-uf.
Und s' Gwächs und s' Gras macht au e Wanf,
Stett zwäg und wachst und seit sy Dant
Für s' Donnere und s' Blyße.

W. Flückiger.

Giolittis Rücktritt.

Mit einem ironischen Lächeln ist Giolitti vom Posten des italienisch-königlichen Premiers zurückgetreten. Das Lächeln galt dem Parlament, das ihn fast ahnungslos in die Situation brachte, nach der ihn selber verlangte. Er hatte den Nationalisten bereitwillig nachgegeben, als sie nach einer Neuwahl des Parlamentes schrien, sie konnten sich überzeugen, daß ihre Bäume lange nicht so hoch gewachsen seien, wie sie schon geglaubt hatten, und er, Giolitti, konnte mit einer Kammer, ähnlich der vorigen, seine Arbeit der Versöhnung und der demokratischen Mitte fortsetzen. Die Nationalisten aber verstummten nicht. Sie glaubten fortwährend, daß der Alte wirklich zu alt sei und eröffneten einen Angriff auf seinen Außenminister Sforza, der in der Außenpolitik viel zu wenig radikal vorgegangen sein soll. Nun bereitet ihnen der greise Führer die Ueberraschung, daß er abgeht, bevor sie den Angriff auf ihn selber eröffnen. Schon einmal, vor dem großen Krieg, legte ihn die nationalitische Welle hinweg. Damals hielt er es bis zum Äußersten aus, galt es doch, das Land vor dem großen Unglück, das Giolitti kommen sah, zu retten. Heute wird der Nationalismus Italien nicht in einen ähnlich tiefen Strudel hineinreißen